

Verena Auffermann, Leonhardtstrasse 7, 14057 Berlin

Laudatio Aalen, Schubart-Preis 2019 Daniel Kehlmann

Meine erste Begegnung mit dem Autor Daniel Kehlmann fand in einem ICE statt. Die strenge Kollegin S. saß mit einem Buch am Fenster, das Gesicht von den dunklen Haaren verdeckt, ihre Körperhaltung signalisierte: „stör’ mich bitte nicht“. Kurz vor dem Mannheimer Hauptbahnhof schlug sie das Buch zu, seufzte, sah mich triumphierend an und warf mir den knappen Satz zu: „Kehlmann, junger Autor, Österreicher, ‚Beerholms Vorstellung‘, Debüt, merk’s Dir, von ihm wirst Du hören“, und verließ, ohne ein weiteres Wort zu vergeuden, den Zug.

Seit der Zugfahrt sind 22 Jahre vergangen, und Daniel Kehlmann, der Debütant von damals, ist der Aalener Schubart-Preisträger von heute. Sie, lieber Daniel Kehlmann, haben S. den Gefallen getan. Sie hat Recht behalten. Kritiker lieben das.

Schon in diesem ersten Roman wird das große Thema angeschlagen, das den Autor während der darauf folgenden Jahre beschäftigten soll - und wenn ich mich nicht irre, noch weiter beschäftigen wird. Oder anders gesagt, Daniel Kehlmann hat seit

diesem ersten Roman eine Vorliebe für ein schillerndes, schwer zu durchschauendes, nicht immer sympathisches Gegenüber. Ihm hält er unverbrüchlich die Treue. Dazu setzt der Autor die Zeit, ohne mit der Wimper zu zucken, außer Kraft und entwendet in der Rolle des diebischen Autors seine Gegenüber aus weit entfernt liegenden Jahrhunderten und Milieus. Mit einem Mouse-click zieht er sein Personal auf den Bildschirm, wo diese dann ihr blaues Wunder erleben können.

Ihr literarisches Lieblingsmodell, lieber Daniel Kehlmann ist die Figur des Zauberers oder des Spielers. Aber diese beiden Figuren sind sowieso ein und dasselbe. Ein Jongleur als Alter ego? Ein Draufgänger als Spielfigur für den Erzähler, um als Lügner und Erfinder die Trittfestigkeit der Himmelsleiter bis runter zum glitschigen Höllenschlund auszutesten.

Der Autor Daniel Kehlmann, ob er erfundene Figuren, oder historisch verbürgtes Personal einsetzt, scheint geradezu magisch oder auch magnetisch an einen bestimmten Menschentyp gebunden. Der Ich-Erzähler im Mittelpunkt des Romans „Beerholms Vorstellung“ berichtet, wie er mit Kartentricks probiert, über schulische Misserfolge hinweg zu täuschen, es dann mit der Theologie versucht (ist Gott nicht vielleicht auch ein Zauberer?), sich nach einiger Zeit verzweifelt von der Religion ab-

und der abgründigen Zauberkunst zuwendet. Auch die drei Brüder im Roman „K“ teilen sich eine Leidenschaft, sie zaubern.

Daniel Kehlmann hat im Alter von zweiundzwanzig Jahren Beerholm, den Zauberer, den Posten des Chefassistenten seiner Phantasie zugewiesen.

In all seinen Büchern lässt sich so ein Widerpart finden. „Ich und Kaminsky“, zum Beispiel ist eine grandiose Satire über einen unverschämt überheblichen, taktlosen und unsympathischen jungen Kunstkritiker, den er Sebastian Zöllner nannte. Mit dem Roman verpasste der damals achtundzwanzigjährige Autor dem „Kritiker“ einen saftigen Denkgeld. Der Roman wurde sein erster großer Erfolg. Verfilmt wurde „Ich und Kaminsky“ auch.

In der „Vermessung der Welt“ traf die Kehlmannsche Lust an zwielichtigen Charakteren den Mathematiker Gauß. Sie nennen die „Vermessung der Welt“ eine „Komödie über Gelehrte und über die Aufklärung“. Das verkaufte sich allein im deutschsprachigen Raum 2,3 millionenfach, unglaublich, - weltweit über 6 Millionen Exemplare - dass es noch so viele Leser gibt!

All die Kehlmannschen Romane kreisen um die Fragen nach Fiktion und Realität, also um die Macht der Täuschung und damit um die fließenden Dimensionen des Dämonischen. Diese Männer

– wo sind eigentlich, lieber Preisträger, in Ihren Büchern die Frauen, die Zauberinnen, Betrügerinnen, wieso bekommen sie, wenn auch beachtliche, so doch nur Nebenrollen? – also ihr weitgehend männliches Personal (die Vergangenheit war männlich, könnten Sie mir entgegen halten) mäandert an Abgründen entlang, erklimmt Bühnen, tut viel, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es sind kleine und große Betrüger, Spieler, Egozentriker, Weltreisende, Mathematiker, vielbegabte Künstler. Diese „Trickser“ stehen nicht zwangsläufig angestrahlt und angehimmelt im Zentrum. Manchmal verstecken sie sich im Hinterzimmer. Ohne das Rätselhafte, Unerklärliche, Übernatürliche, auch Abstoßende als Gegenüber steht der Schriftsteller Kehlmann nur auf einem Bein.

Doch sein eigentliches Gegenüber ist, genau betrachtet, die Weltliteratur. Der Leser Kehlmann sucht sich dort Unterstützung und findet sie. In Kehlmanns sehr lohnender Textsammlung über Literatur „Wo ist Carlos Montúfar“ holt er sich Beistand beim großen peruanischen Erzähler Mario Vargas Llosa gegen die Vorwürfe, empörend mutwillig mit historischem Material umzugehen. Nach Erscheinen der „Vermessung der Welt“ gab es, das können Sie sich vorstellen, davon genug.

Und wie sehen Sie, lieber Preisträger, wie sehen Sie eigentlich die Sache mit der Wirklichkeit? Ganz einfach, kontern Sie, die

Wirklichkeit „ist nicht immer, nicht in allen Fällen, das Wahre.“
Und dann zitieren Sie Mario Vargas Llosa, der von der „Übermacht der Fiktion vor dem Beleg“ und von der „wundersamen Transformation des Zeugen zum Erzähler und des Stoffs zur Geschichte“ spricht. „Ein Erzähler“, ergänzen Sie selbst, und das klingt ziemlich einleuchtend, „ist nur seiner Geschichte gegenüber verpflichtet“.

Und schon sind Sie fein raus.

Und wie erklärt das der südafrikanische Nobelpreisträger J.M. Coetzee? Man braucht Ruhe, schreibt Coetzee, um die „Wahrheit“ in ihrer „ganzen Substanz zu erzählen und einen bequemen Stuhl und ein Fenster, durch das man schauen kann“ – und, jetzt hören Sie das – man braucht, schreibt Coetzee, „die Fertigkeit, Wellen zu sehen, wenn man Felder vor Augen hat, und die tropische Sonne zu spüren, wenn es kalt ist...“

Schriftsteller müssen den Wunsch kennen, ohne ein „Selbst“ zu sein. Ohne ein Selbst, um viele andere werden zu können - und sich zum Beispiel in die Lage zu versetzen, vor Kälte zu zittern, wenn es eigentlich knallheiß ist.

Hat der Preisträger das vielleicht schon als Kind gelernt? Im Alter von 6 Jahren von München nach Wien verfrachtet, Schauspielerin die Mutter und Malerin aus Leidenschaft, Theaterregisseur und

auch Filmemacher der Vater. Ein Einzelkind im Bienenstock der Geschichten? Der Junge, der bei den Proben im Theater saß, beschallt von dramatischen Texten, gelangweilt von den Wiederholungen, den gescheiterten Versuchen, Zeuge quälender Anstrengungen und von Vergeblichkeitstränen, kindlicher Beobachter großer Mühsal bei der Entstehung von Kunst?

Im Band „Lob. Über Literaturkritik“ behaupten Sie, sich früh vom Theater fern gehalten zu haben, gerade weil Sie mitten unter diesen „so verzweifelt um des Zuspruchs bedürftigen Menschen“ aufgewachsen sind und spürten, dass das Theater „nicht gut“ für sie ist. Aber sind Autoren nicht ebenso „verzweifelt des Zuspruchs bedürftig“? Sie, Daniel Kehlmann, mögen eine Ausnahme sein, aber unter allen, die ich kenne, wären Sie die große Ausnahme!

Es ist ein Zauber verbreiternder Augenblick, der sie als Kind im Wiener Theater an der Josefstadt in allergrößtes Staunen und Entzücken versetzte. Die Bühne war leer, der Vater rief etwas nach oben und ein riesiger Kristalllüster – „aufleuchtend aus der Dunkelheit“ senkte sich herab und verschwand durch einen neuen väterlichen Befehl wieder in der Finsternis des Theaterhimmels. „Keine Theateraufführung“, schreiben Sie, „kam je an diesen Vormittag“ heran.

Obwohl sie selbst eine Zeitlang davon überzeugt waren, dass „Die Vermessung der Welt“ ihr einziger historischer Roman bleiben würde, ziehen Sie einige Jahre später den Kristalllüster auf die finstere Bühne des Dreißigjährigen Krieges. „Licht !“, rufen Sie und bekennen nach Fertigstellung von „Tyll“: „Ich bin ein Autor historischer Romane“. Und waren, wie mir scheint, von Ihrer eigenen Aussage überwältigt. - Und – tatsächlich, so ist es, auf einem Platz, auf dem ein Planwagen steht und die Menschen Gebete murmeln, weil sie bis jetzt vom Krieg verschont worden sind, wird es Hell, und wir sehen es vor uns, alles, die ganze Szenerie.

Denn schon hat uns der allwissende Erzähler gepackt, der Erzähler, der im Roman „Tyll“ „wir“ sagt. Der gelungene Gebrauch des „Wir“ ist selten in der Literatur. Ich kenne das „Wir“ nur vom leider fast vergessenen grandiosen, verführerischen Autor Gert Hofmann. Das Kehlmannsche „Wir“ katapultiert uns 401 Jahre nach dem fatalen Prager Fenstersturz in eine der dunkelsten Epochen unserer Geschichte und in den großen Stoff, den wir schon in der Schule nicht so richtig verstanden haben. „Tyll“ beginnt so leicht und so spielerisch, dass wir bereits auf Seite 9 unbefangen und selbstverständlich mit großen Augen und Ohren mit den anderen gemeinsam auf der Wiese sitzen, den gescheckten Wams des Tyll Ulenspiegel erkennen, seine kleinen

Augen mustern und seine Hasenzähne anstarren und die ganze digitale Pracht um uns herum vollkommen vergessen.

Vergessen, weil Daniel Kehlmann es fertig bringt, mit seinem Kristalleuchter das Dunkel der Geschichte so auszuleuchten, als wäre es das leichteste von der Welt. Auf den ersten Seiten jongliert Tyll über das Seil, später werden wir erfahren, wie viel Fleiß und Mut das Seilgehen ihm abverlangt hat, und dann sehen wir sehr viel später das Seil in der Luft schaukeln, Spatzen nutzen es als Landebahn und die Symbolik für das Schaukeln der Dinge hat ein Bild.

Man kann nicht über „Tyll“ sprechen, ohne die Dialoge zu erwähnen, das mitreißende unmittelbare Reden, je nachdem, vom Erzähler unterbrochen oder stimuliert. Die Dialoge schaffen das Gegenüber, stellen durch die Sprache eine Gemeinschaft her zwischen dem Geschehen und dem Leser. Der Ton wird aufgedreht und der weit entfernte Alltag summt aus dem Kehlmannschen Orchestergraben heraus, raschelt, quickt und ächzt. Es stinkt, Blut fließt und trocknet rostig. Und Kehlmann erfindet eine Szene, die als Urszene für Tylls Leben gesehen werden kann. Der Junge verliert darin nicht nur die Mutter und die Mutter ihr Neugeborenes. In dieser einen Nacht wird das Kind die Todesangst kennenlernen und einem Esel das Fell über die Ohren ziehen. Angst, sagt der Erzähler, kappt Hemmungen und

ermöglicht, dass Grenzen überschritten werden und er, Tyll, das Kind, schreckliche Taten begeht. Aber Kehlmann, der Autor historischer Romane, ist kein Moralist, er erklärt nicht, mahnt nicht, zuckt nicht mit den Augenlidern. Er folgt unbedingt seinen Figuren, die tun, was sie tun müssen, so unmoralisch, so verwerflich das auch in unseren von den Erkenntnissen der Aufklärung erzogenen Augen ist. Das ist seine Kunst.

Wie gewagt es ist, einen historischen Roman zu schreiben, ich kann es Ihnen sagen, höchste Kitschgefahr, Gefahr der Kolportage, Gefahr als Trivilliteratur in der Tonne zu landen. Sie selbst, lieber Herr Kehlmann, verfügen als Erzähler über eine selbstgebaute Alarmanlage. Ich kann Ihnen versichern, Ihre Anlage funktioniert.

Wie verleiht man einem vergangenen Zeitalter ein Gesicht? Wozu gibt es Bibliotheken, wozu Biografen, wozu die Kupferstiche und Bilder, wozu einen Schriftsteller wie Grimmelshausen, dessen „Simplicius Simplicissimus“ am Ende des Dreißigjährigen Krieges erschien, der nicht nur der Bestseller der Barockliteratur wurde, sondern auch ein Steinbruch für die Raffinessen eines Schelmenromans.

Grimmelshausens Simplicius wächst im Spessart in einer friedlichen Oase mitten im Dreißigjährigen Krieg auf und wird zum Hirten erzogen, um Säue, Schafe und Ziegen vor den Wölfen

zu schützen. Um seine eigene Angst zu vertreiben, singt Simplicius lautstark, das lockt Soldaten heran, Grimmelshausen deutet auf den Feind. Ende der friedlichen Idylle, auf Simplicius wird geschossen, dass er sich tot stellt, rettet ihm das Leben.

Es ergeht Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ so, wie es Kehlmanns „Tyll“ ergeht. Das Erlebnis einer Nacht wird das Schlüsselerlebnis für alle folgenden Erlebnisse sein. Diese traumatische Initiation wird das Leben des Simplicius wie des Tyll leiten. Das Urvertrauen in den Menschen ist verspielt.

Daniel Kehlmann gelingt das Kunststück, eine gänzlich andere Geschichte als die des Herrn von Grimmelshausen zu erzählen und sich doch an den entscheidenden moralischen Fixpunkten des 400 Jahre alten Werks zu orientieren. Und wenn ich zu Beginn weibliche Hauptpersonen vermisst habe, so könnten Sie jetzt denken, ich hätte Martha vergessen, das kleine Mädchen, das Tyll erst fragt, wie es heißt und dann wie alt es ist, die Martha, die am Ende des 1. Kapitels tot ist, denn auch hier war der Krieg, wie bei Grimmelshausen angekommen, furchtbar und mörderisch. Die Zeugen sind tot, und der Erzähler kann tun und lassen, was er möchte. Tot, obwohl Martha im Verlauf des Romans einen Ehemann haben wird und ein Kind. Daniel Kehlmann sagt auf die Frage, hat Martha eine Zukunft, oder hat sie keine? „Zu Beginn hat sie eine. Dann nicht mehr. „Ich behaupte“, so Kehlmann, dass

dieser Bruch der Logik eine existentielle Wahrheit transportiert, eine Wahrheit über die Geschichte, die so nur dem zugänglich ist, der sie auf der Basis der Tatsachen erfindet.“ Dann gibt es unter dem weiblichen Personal noch Tylls übermenschlich mutige Mutter Agneta und Nele.

Und natürlich, was für eine Figur, was für ein Auftritt im vorletzten Kapitel Liz: geborene Elisabeth Stuart. Sie gehört zum historisch verbürgten Personal. Eine grandiose Szene der Selbstbehauptung gibt Kehlmann der Witwe des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, der den Protestantismus durchsetzen wollte und das Desaster eines 30 Jahre währenden Religionskrieges auslöste und als „Winterkönig“ wenig ruhmreich in die Geschichte einging. Politische Diplomatie, will man sie verstehen, Kehlmann erklärt das mit abgezirkelten, der Etikette gehorchenden Dialogen.

Doch bei Kehlmann hat nicht die Politik – sondern die Magie die wichtigste Rolle. Neben Tyll tritt der Jesuit Oswald Testimond auf, der sich auf Drachen spezialisiert hat, der sogenannten „Drakontologie“ – so jedenfalls will es Kehlmann. Er stellt ihm Doktor Athanasius Kirchner zur Seite. Die zwei Doctores können über die Bedeutung von Drachenblut fachsimpeln und mit Tylls Vater debattieren, der zwar ein Müller ist, sich aber mit gelehrten Büchern die Stunden vertreibt. Außerdem fällt viel Licht auf Adam

Olearius, der auf Reisen die Welt von Moskau bis in den Orient kennenlernte und als bedeutende Hinterlassenschaft einen Globus mit 3 Meter Durchmesser konstruierte. Für alles, was mit den Wundern der Zeit, der Zauberei und der Hexerei zu tun hat – also mit wahrer Könnerschaft - stellt Kehlmann einen Spezialisten ein. Auch Personen, die es historisch gar nicht gibt. So einen gewissen Wolkenstein, aber da er einen anderen Vornamen hat, ist er mit dem berühmten Minnesänger bestenfalls seelenverwandt.

Simplicius Simplicissimus erklärt sich als erfundene Figur des Erzählers Grimmelshausen seine lebensgeschichtlichen Metamorphosen selbst. „Schämte mich gar nicht, die Einfälle, Lügen und Grillen alter Skribenten und Poeten vorzubringen und vor eine Wahrheit darzugeben, als wann ich überall mit dabeigewest wäre.“ Ein Zitat, das Daniel Kehlmann zugeflogen sein wird, wie eine Friedenstaube.

Als es für Kehlmanns Tyll ganz schlimm kommt, sagt er kläglich : „Ich bin aus Luft gemacht...Hätte schlimmer kommen können“, und ziemlich kleinlaut ruft er: „ich geh ins Kloster, wenn ich hier rauskomme. Ich meins ernst, ich will nach Andechs, weil die Mauern da fest sind“. Ein anderer, der auch in der Höhle fest sitzt witzelt kläglich, „so schlimm ist Totsein auch nicht. Du gewöhnst Dich!“ und Tyll antwortet: „Aber ich sterbe nicht“.

Was für ein Abschied: der Autor stemmt sich gegen den bevorstehenden Tod seines Tyll, seiner Figur, seines Gegenüber, seines Gesprächspartners für lange Monate und Jahre. Er kann ihn nicht loslassen, ein paar Sätze, nur noch ein paar Sätze. Es ist, als gäbe der Autor ihm und sich selbst einen Schubs, los jetzt! Er will tapfer sein und Tyll, Held und trotziges Kind in einer Person, jammert, während Steine auf ihn fallen, „Ich geh jetzt.... Ich sterbe nicht heute. Ich sterbe nicht!“ Die restliche Seite bleibt leer, ein neues Kapitel beginnt. Aber dann hebt der Erzähler noch einmal zu einem großen Finale an, Zweimal taucht Tyll auf, wie kommt er in den Saal in Osnabrück, was für ein gefährlicher Tanz mit Klingen, was für ein triumphaler Abschied. Der Krieg ist zu Ende. Und damit verlassen wir das Buch, so ungern, wie sein Autor es verlassen hat, aber auch Beethoven setzte schließlich einen Schlusspunkt unter seine Kompositionen. Und der Autor, der Geschichte erzählt, um Geschichten zu erfinden, ist ein Preisträger nach Schubarts Geschmack. Wir ziehen nicht den Hut, sondern den Kristalleuchter aus dem Dunkel der Geschichte und richten ihn mit voller Leuchtkraft auf den Schriftsteller Daniel Kehlmann.

Verena Auffermann